

einen Antrag gestellt hat, dessen positive Bescheidung eine gewisse Verpflichtung zur Kooperation mit einem Staat zur Konsequenz hätte, der Muslimen mindestens fremd ist, wenn er nicht gar in seiner Organisation der Trennung von Staat und Kirche bzw. Religion von ihnen abgelehnt wird. Es gibt erste Anzeichen, daß die Antragsteller dieses zu sehen beginnen. Erste, vorsichtige Rückzugsgefechte sind zu beobachten.

Neuerdings gibt es auch Stimmen aus dem muslimischen Bereich, die *Sendezeiten in Rundfunk und Fernsehen* für religiöse Sendungen fordern. Auch wurde schon der Anspruch formuliert, daß Muslime in den Rundfunk- und Fernsehräten vertreten sein müßten. Die Anerkennung islamischer Feiertage, wie immer dies geschehen soll, ist ein Anliegen von Muslimen, das schon länger vorgetragen wird. Der Wunsch nach gleichberechtigter Mitsprache in den Institutionen der deutschen Gesellschaft sowie die Anerkennung der Ansprüche einer Religionsgemeinschaft im öffentlichen Leben wird von den Muslimen künftig in vielen Einzelpunkten gefordert werden. Es zeichnen sich bereits Tendenzen ab, in den Bereichen, die bisher weitgehend von Kirchen und gesellschaftlichen Gruppen belegt sind, islamische Parallelstrukturen zu bilden. So gibt es bereits konfessionelle Kindergärten, die zwischen 75 und 90 Prozent türkische Kinder haben. Angesichts dieser Tatsache ist es keine Utopie, sich vorzustellen, daß eines Tages in solchen Stadtvierteln, wo viele Türken wohnen, „islamische Kindergärten“ entstehen könnten. Gleiches gilt gegenüber der strukturellen Überforderung der Arbeiterwohlfahrt in der sozialen Beratung für die Türken: Es könnte sich in absehbarer Zeit ein *islamischer Wohlfahrtsverband* bilden. Diese Vorstellung ist um so weniger utopisch, als in der islamischen Welt wohltätige Stiftungen weit verbreitet sind. Es ist davon auszugehen, daß die

Muslime in Zukunft versuchen werden, alles, was Kirchen und gesellschaftliche Gruppen in der deutschen Gesellschaft an Möglichkeiten haben, auch zu bekommen.

### Der „amtliche“ Islam wird aktiv

Seit kurzer Zeit hat auch die *türkische Regierung* erkannt, daß unter ihren Staatsangehörigen in Westeuropa, besonders bei der großen Zahl in der Bundesrepublik, religiöse Bedürfnisse, die nicht befriedigt werden, eine Quelle des Unfriedens werden könnten. Die in der Bundesrepublik gegründeten islamischen Organisationen repräsentieren, im Grunde genommen, Sekten, wie z. B. die Sueleymanli-Bewegung und die Nurdschuluk-Bewegung. Die islamische „Amtskirche“, wie z. B. der „Islamische Rat“ in Ankara, sind bisher in der Bundesrepublik nicht präsent. Der Islamische Rat ist eine staatliche, unmittelbar dem türkischen Ministerpräsidenten nachgeordnete Behörde für religiöse Angelegenheiten. Er repräsentiert die Zusammenfassung aller muslimischen Gruppierungen und ist zuständig für die Ausbildung islamischer Theologen und Religionslehrer. Außerdem unterstehen ihm alle Geistlichen. Der Islamische Rat unternimmt zur Zeit alle Anstrengungen, um religiöse Räte oder Kontaktstellen in der Bundesrepublik zu bilden.

Im allgemeinen Interesse ist es zu begrüßen, daß Muslime beginnen sich zu strukturieren, dies würde einem geordneten und vor allem friedlichen Miteinander von Christen und Muslimen, von Deutschen und Türken förderlich sein. Die Muslime stehen vor einer für sie neuen Situation: Erstmals befinden sich so viele Gläubige in der Diaspora. Allmählich erkennen die Verantwortlichen, daß der Islam neue Wege gehen muß.

Gabriele Erpenbeck

## Brennpunkte

### „Mission im Gegenverkehr“

#### Zur Sechsten Weltmissionskonferenz in Melbourne

„Wir beten ‚Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden‘ und leben nach dem Motto ‚mein Reich komme, mein Wille geschehe an meinem Ort wie in der Bundesrepublik Deutschland so in den USA oder China oder der Sowjetunion‘. Wir sagen, wir hätten ein Evangelium vom Gottesreich zu predigen und predigen alles unter der Sonne, nur nicht den ‚gekreuzigten Christus‘. Wenn wir überhaupt einen gekreuzigten Christus predigen, dann ist er ein gezähmter Christus, der unserem

luxuriösen Lebensstil, dem gleichgültigen Spießbürgertum und dem eigensüchtigen Konfessionalismus kein Hindernis in den Weg stellt...“ – Mit dieser in immer neuen Varianten vorgetragenen Attacke gegen die mangelnde Leidens- und Opferbereitschaft vieler Christen und Kirchen – ihre Begabung, sich bequem einzurichten mit der „billigen Gnade“ Gottes traf der Metropolit *Geevarghese Mar Ostathios* ins Zentrum des Tagungsthemas. Denn wenn man die zwölfwägige Weltmissionskonferenz des

Ökumenischen Rates der Kirchen vom 12. bis 24. Mai in Melbourne auf einen Punkt bringen will, dann wird man sagen können: Es ging um den Versuch, herauszufinden, was zu tun ist, damit christlicher Glaube, christliches Leben und christliches Handeln glaubwürdiger werden, als sie es heute sind.

## Mission als Bekehrung und Weltverantwortung

Melbourne war nicht der erste Versuch des Ökumenischen Rates in dieser Richtung. Man wird überhaupt nicht sagen können, daß Melbourne für diejenigen, denen ökumenisches Denken und die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen vertraut sind, irgend etwas grundsätzlich Neues gebracht hat. Und auch, ob der Versuch, mehr Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft in Melbourne zu erzielen, erfolgreich war, ist nicht mit einem glatten Ja zu beantworten. Trotzdem mag man – um es vorweg zu sagen – sich denen nicht anschließen, die jetzt in Presseberichten und sonstigen Reaktionen an Melbourne herumäkeln. Denn trotz der eher mageren Ergebnisse und der vielen offen gebliebenen Fragen gibt es doch eine Reihe von Gesichtspunkten, die selbst ein so aufwendiges Mammut-Unternehmen rechtfertigen.

Melbourne war die sechste Weltmissionskonferenz seit Gründung des „Internationalen Missionsrates“ 1910, der sich 1961 in den Ökumenischen Rat der Kirchen eingliederte. Dessen Abteilung für „Mission und Evangelisation“ hatte, wie auch bei früheren Gelegenheiten, die Konferenz vorbereitet und dazu eingeladen. Neben rund 300 Delegierten aus ca. 80 Ländern in allen Teilen der Erde gab es knapp 200 Berater und Beobachter und etwas mehr als 100 Journalisten. Vertreten waren Missionsgesellschaften und praktisch alle Konfessionen und Denominationen; die römisch-katholische Kirche durch 16 offizielle Beobachter und eine Reihe weiterer persönlicher Teilnehmer. Inhaltliche Anknüpfungspunkte waren die 4. und 5. Weltmissionskonferenz in Mexico-City (1963) (vgl. HK, April 1964, 343–347) und Bangkok (1972/73) (vgl. HK, April 1973, 206–209) und die letzte Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi (1975). Von Mexico-City und Bangkok her lag die Frage nach einem gewandelten *Missionsverständnis* auf dem Tisch; von Nairobi her die Frage der Weltverantwortung der Christen in einer zerrissenen Welt voller Hunger, Not und Ungerechtigkeit.

Die Debatte auf den Missionskonferenzen hatten vor allem zu der Erkenntnis geführt, daß die Zeiten der klassischen „Einbahnmission“ aus dem ehemals christlichen Abendland hinaus zu den Heiden in den überseeischen Ländern vorbei ist und abgelöst werden muß von „Mission im Gegenverkehr“, von Weltmission. Missionsland ist überall, lautete die Einsicht, und daraus folgte der Auftrag zur „Mission in 6 Kontinenten“ (Mexico-City). In Bangkok artikulierten 9 Jahre später die jungen Kirchen

aus Asien, Afrika und Lateinamerika ihre Entschlossenheit, mit der Kolonialherrschaft auch die theologische Vorherrschaft des weißen Mannes von der nördlichen Halbkugel abzuschütteln. Sie forderten *geistliche Gleichberechtigung*, formulierten Ansätze je eigener theologischer Ausprägungen vor dem Hintergrund ihrer gewachsenen Geschichte und Kultur und beschlossen ein „Moratorium“, mit dem der personelle und finanzielle Einfluß der ehemaligen „Mutterkirchen“ zugunsten rascheren eigenständigen Wachstums zurückgedrängt werden sollte. In den Beziehungen zu den anderen großen Religionen trat zum Stichwort Mission im Sinne von „Bekehrung“ die Forderung nach partnerschaftlichem Umgang miteinander im „Dialog“. Das „Heil“ des Menschen – auch das sollte nach Bangkok zum Verständnis von Mission gehören – darf nicht isoliert betrachtet werden von seinem Wohl. Die Rettung der Seele vor ewiger Verdammnis gehört untrennbar zusammen mit der Sorge für den irdischen Leib: Das Evangelium meint den *ganzen* Menschen.

Von diesem Ansatz her ergab sich im Blick auf Melbourne nahezu zwangsläufig die Verknüpfung der Missionsdebatte mit dem Anliegen der *Weltverantwortung des Christen*. Auf der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft (Genf 1966) war die Frage nach dem gesellschaftspolitischen Auftrag der Christen und Kirchen angesichts der sich verschärfenden Weltprobleme mit neuem Stellenwert versehen worden und bestimmte seither über die ökumenischen Vollversammlungen in Uppsala (1968) und Nairobi (1975) einen wesentlichen Teil des ökumenischen Denkens und Handelns. Bonhoeffers Forderung nach „Beten und Tun des Gerechten“ wurde auf neue Weise aktuell, und der damit ausgelösten Frage nach der Glaubwürdigkeit christlichen Zeugnisses konnte sich auch die Missionsdebatte nicht entziehen. Freilich wurde damit der sechsten Weltmissionskonferenz ein so gewaltiges Themenpaket aufgebürdet, daß von vornherein niemand mit einer gültigen Aufarbeitung hätte rechnen dürfen. Denn nun mußten ja nicht nur die noch von Bangkok her strittigen Fragen weiter bedacht werden (beispielsweise das Verhältnis von „Bekehrung“ und „Weltveränderung“ zueinander) – es ging nun auch um die Frage, welche *praktischen Konsequenzen* aus der Forderung nach einem glaubwürdigen Zeugnis zu ziehen sind.

## Welche Hoffnung und welche Aufgaben

Mit dem Generalthema der Konferenz, der Vater-unser-Bitte „Dein Reich komme“, haben die Veranstalter sich selbst und die Konferenz wohl bewußt dem heilsamen Zwang ausgesetzt, ihre Überlegungen und Aussagen von vornherein und immer wieder neu am Maßstab einer zentralen biblischen Aussage zu überprüfen. Ob das immer und überall durchgehalten werden konnte, darf man sicher bezweifeln. Aber ebenso sicher war es eine tragfähige Grundlage, die auch das Gewicht der Gottesdienste und Bibelarbeiten während der Konferenz erhöht hat, und es

gilt auch im nachhinein als Prüfstein für mancherlei Schwarmgeisterei und gesellschaftspolitische Ideologisierung, die in den Debatten natürlich nicht immer zu vermeiden waren.

Bei der Auslegung des Konferenzthemas richteten sich die Überlegungen hauptsächlich auf zwei Fragen: Welche Hoffnung verbinden die Christen mit dem verheißenen Gottesreich, und welche Aufgaben ergeben sich daraus? – Schon aus den jahrelangen Vorarbeiten war für die Vorbereitungspapiere eine Reihe theologischer Aussagen erwachsen, die *Hoffnung eindeutig zugunsten der Armen* artikulierte. „Jesus ist arm geworden, nicht reich (2. Kor 8,9); er identifizierte sich mit dem Schicksal der Armen, nicht dem der Reichen (Matth 25,31 ff); ... das Reich Gottes wurde den Armen verheißene, nicht den Reichen, (Matth 5,3; Jak 2,5)“ usw.

Diese von manchen (vor allem „westlichen“) Delegierten als zu einseitig empfundene Auslegung bekam für den Konferenzverlauf entscheidendes Gewicht. Zumal unter der kaum mehr bestrittenen Voraussetzung, daß zwar Gott das verheißene Reich in Vollendung nur selbst heraufführen kann, und erst „am Ende der Tage“, daß aber die Christen hier und heute schon nach Kräften Vorboten des Reiches sein müssen, „Zeichen und Werkzeug“, wie es der emeritierte Neutestamentler *Ernst Käsemann* in Melbourne formuliert hat. Bei dem Indonesier *Soritua Nababan*, einem der Konferenz-Moderatoren, hieß es dazu: „Dieses Thema (Dein Reich komme) ist ein Ruf zum ‚ora et labora‘, zum Gebet und zur Arbeit. Nicht, daß wir Gott zwingen, seinen Plan nach unserem oder dem Plan der Welt auszuführen, sondern wir sind wirklich eingeladen, aktiv Zeichen seines Reiches aufzurichten: Gerechtigkeit, wo Unrecht regiert; Frieden, wo Krieg, Streit, Haßgefühle und Vergeltung vorherrschen; Freude und Hoffnung, wo Tränen und Enttäuschungen herrschen; und Gnade, wo Gnadenlosigkeit und unvorstellbare Folter am Werke sind“. Und der anglikanische Bischof von Winchester, *John Taylor*, ergänzte in seinem Beitrag: „Jesus rief Menschen dazu auf, das Leben des Gottesreiches in der Vorwegnahme seiner Ankunft zu leben ... Das Gottesreich kommt von Jenseits; es ist jedoch durch und durch diesseitig.“

Solche Sätze waren, wie gesagt, im Prinzip unumstritten. Schwierig aber wurde es sofort, als man mit der Katechismus-Frage „Was heißt das?“ die *Diesseitigkeit des Gottesreiches* in den verschiedenen Lebensbereichen und Lebensumständen der Menschen zu konkretisieren versuchte. Was meint die Botschaft vom kommenden Gottesreich konkret im Blick auf die Armen dieser Welt oder im Blick auf das menschliche Ringen in den verschiedenen Lebensumständen, was passiert bei der Herausforderung der Mächte dieser Welt durch den gekreuzigten Christus, und wie kann die Kirche unter allen diesen Umständen heute das Reich Gottes bezeugen?

In vier Sektionen mit jeweils 3 bis 5 Untersektionen, in täglichen Gottesdiensten und 25 Bibelarbeitsgruppen suchten die Delegierten nach Antworten auf diese Fragen.

Dabei sah es zeitweilig so aus, als schrumpfte die Antwort zusammen auf einen *Bußruf an die reichen Christen und die reichen Kirchen aus den reichen Industrienationen*. Die Anfragen und die Anklagen, vor allem der Vertreter aus den lateinamerikanischen Ländern, waren unmißverständlich und massiv. Wie einen Spiegel hielten sie den reichen Christen ein Gottesbild vors Gesicht, mit dem man Macht, Herrschaft und Ungerechtigkeit aufrichten und gewähren lassen kann. Einen Gott, „der nicht sieht, fühlt, hört, antwortet oder sich über eine Struktur aufregt, die den Wert des Lebens verneint.“ So formulierte es die Lehrerin *Julia Esquivel* aus Guatemala: „Ein Gott für Kosmetika, Luxusgüter und Juwelen für die Schönheitsköniginnen der Welt, für überflüssige Güter, für die Konsumenten, die durch Propaganda, durch Todesmaschinen in den Atomzentren, durch Abfall in den Straßen von New York, durch Leichen in den heimlichen Friedhöfen in Guatemala und durch blutbefleckte Wertpapiere in den Schweizer Banken, manipuliert werden ... Wir haben begonnen, diesen herzlosen Gott von unendlicher Grausamkeit zu ‚illegitimieren‘ und ihn mit dem Licht des Gottes Jesu Christi zu konfrontieren; einem Gott, der mit dem arm geborenen Volk gekreuzigt ist, der stirbt, gekreuzigt von Elend, Nalpm oder Ausräucherung auf den Baumwollfeldern, oder einfach durch Mörderhände, die von den Tempeln der politischen und wirtschaftlichen Macht in der entwickelten Welt aus gesteuert werden.“

### Gute Botschaft für die Armen, was aber heißt das für die Reichen?

Anklage und Hoffnung, auf diesen Doppelton waren nahezu alle Aussagen der Lateinamerikaner gestimmt. Das verheißene Gottesreich ist „die gute Nachricht für die Armen“. *Was aber heißt das für die Reichen?* Hat Jesus für die Reichen nur „schlechte Nachrichten“ gebracht? Ist er für sie nicht gestorben?

Spätestens bei dieser Fragestellung wurde auch in Melbourne deutlich, daß man erst am Anfang schwieriger Überlegungen stand. *Wer eigentlich sind die Armen?* Sind es nur die ökonomisch Armen, die physisch Unterdrückten, die an Leib und Leben Bedrohten? Oder gibt es auch Armut inmitten materieller Güter, Armut an Freiheit des Geistes, der Meinung, der Bewegung? Was meint die Bibel, wenn sie von den geistlich Armen spricht? – Die „*Theologie der Armen*“ oder „... der Armut“, wenn es je so etwas geben sollte, bedarf noch *gründlicher Differenzierungen*. Ebenso wie der Katalog von Vorwürfen und Forderungen an die Adresse der „Reichen“, wer immer sich dazu zählen mag oder muß. Hier ist die Konferenz über pauschale Zielvorstellungen nicht hinausgekommen. Zu unterschiedlich waren die Voraussetzungen, zu stark sind die einzelnen Gruppen eingebunden in ihre jeweiligen Lebensumstände und Erfahrungen. Für schwarze Südafrikaner wird die Verheißung des Reiches Gottes an anderer Stelle bedeutsam als für orthodoxe Russen. Und die Hoffnungen der Lateinamerikaner, täglich mit Unterdrückung,

Verschleppung und Folterung konfrontiert, die Ermordung Erzbischof Romeros frisch im Gedächtnis, sind mit denen eines bundesdeutschen Lutheraners eben kaum vergleichbar. Hinzu kommt, daß die verschiedenen Gruppen unterschiedlich belastungsfähig sind. Aufrüstung der Nato oder Menschenrechtsverletzungen in Südafrika dürfen angeprangert werden. Dasselbe im Blick auf den Warschauer Pakt oder die Sowjetunion überfordert noch immer den Spielraum der Vertreter aus einigen sozialistischen Ländern. Hier ist schon eine Erklärung Fortschritt, in der die Konferenz „demütig“ bekennt, daß sie *wegen politischer Rücksichten* nicht alles aussprechen kann, was ihrem prophetischen Auftrag wohl anstünde.

Kompromisse und Vorläufigkeiten: Sind das die Ergebnisse von Melbourne? Die vage These einer „Theologie der Armut“ und daraus abgeleitet kräftige Bußrufe an die reichen Christen des Westens? – Ein Koffer voller Sektionsberichte, lange Papiere, in denen vielfältige Meinungen mühsam und unter Zeitdruck zusammenaddiert wurden, deren substantielle Details erst aus dem Sand der Leerformeln herausgewaschen werden müssen? Ein paar Resolutionen und eine „*Botschaft an alle Christen*“, in der als Voraussetzung für eine glaubwürdige Verkündigung ein „neuer Lebensstil“ gefordert wird? –

Man kann so fragen, aber man wird damit der Konferenz sicher nicht gerecht. Denn es kann von Melbourne, trotz deutlicher Einschränkungen, einiges bleiben, was Gewicht hat oder noch bekommt: Zum Beispiel das, was der westfälische Präses *Heinrich Reiss* die „persönliche Erfahrung“ nennt. Jene Ablagerungen aus Begegnungen, Gesprächen, Auseinandersetzungen, Gebeten mit Menschen, die trotz aller Fremdheit aus dem gemeinsamen christlichen Wurzelgrund kommen, an deren Ende ein besseres Verständnis steht und die Einsicht in die Notwendigkeit eigenen Umdenkens.

Es könnte bleiben die Erfahrung, daß *theologische Gemeinsamkeiten in „Regionen“*, also in Lebensräumen mit gemeinsamem kulturellem, wirtschaftlichem, politischem

Hintergrund, heute existentiellere Bedeutung zu erlangen scheinen als die Grenzen zwischen den Konfessionen. Die Bedeutung dieser Entwicklung für ein glaubwürdiges missionarisches Zeugnis ist noch gar nicht in Sicht. Aber vielleicht dachte Prof. *Rudolf Schnackenburg* (Würzburg), einer der katholischen Beobachter in diese Richtung, als er von der Hoffnung sprach, Melbourne könne einen „fühlbaren Auftrieb für die ökumenische Zusammenarbeit“ erbringen.

## Erhebliche Konsequenzen

Es wird sicher bleiben eine *breitere Grundlage für die weitere Missionsdebatte*. Traditionelle Missionstheologie mag manchem zu kurz gekommen sein. Aber deren Vertreter, „Evangelikale“ ganz unterschiedlicher Schattierungen, haben in Melbourne nicht zimperlich ihre Meinungen eingebracht. Und auch wenn deutlich ist, daß zur immer noch gültigen Mission als „Bekehrung der Herzen“ der Auftrag zur „Veränderung der Strukturen“ notwendig dazugehört, müßte eine Brücke zwischen den verschiedenen Auffassungen zu schlagen sein.

Und bleiben wird sicher nicht zuletzt, als Grundströmung von Melbourne, *die Frage nach der Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses*. Vor allem als Anfrage an die nordatlantische Christenheit. Das ist, auch wenn sie manchmal in Melbourne zu schrill und zu pauschal gestellt worden ist, eine im Kern berechtigte Anfrage mit erheblichen Konsequenzen auch wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Art. Denn die unüberhörbare Aufforderung an die Christen des Westens zu einem „neuen Lebensstil“ muß zwar zuerst im individuellen Bereich befolgt werden, sie zielt aber, um wirksam zu werden, auf neue Maßstäbe in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Auch diese Herausforderung an alle Christen ist nicht neu. Sie wurde aber in Melbourne biblisch überzeugender fundiert und deshalb auch mit mehr Nachdruck gestellt als bisher.

*Hans Joachim Girock*

## Interview

# Bekenntnisfreude und Vielfalt verbinden

## Ein Gespräch mit Hanna-Renate Laurien

*Das folgende Gespräch mit Frau Hanna-Renate Laurien, Kultusministerin in Rheinland-Pfalz und führendem Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, wurde am Rande des 86. Deutschen Katholikentages in Berlin geführt. Gegenstand des Gesprächs mit Frau Laurien, die den Katholikentag durch ein vielbeachtetes Refe-*

*rat eröffnet hatte, waren die möglichen Zusammenhänge und Diskrepanzen zwischen dem großen Katholikentag, mit dessen vor allem emotionaler Ausstrahlung und der gegenwärtigen, wie es scheint teils eher gegenläufigen Entwicklung in der Gesamtkirche. Die Fragen stellte D. A. Seeber.*